



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fokke, Arnold: Freiwillige Flottensteuer

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und Batterie auf Batterie nach Abessinien schicken, ohne zu fragen, wie hoch die Rechnung am Ende werden wird, während das ganze Volk, wenige Querköpfe ausgenommen, den abgehenden Truppen zujubelt und die Tapfern von Amba Madschi und Makalle als nationale Helden feiert, wie einst die Gefallenen von Dogali. So verhält sich ein großes, tapfres, selbstbewußtes Volk! Bei uns ist es geradezu die Pflicht jedes Patrioten, einzutreten für die Vermehrung der Mittel, um unsre überseeischen Interessen, die von Jahr zu Jahr wachsen, zu schützen, damit die Reichsregierung empfindet, daß sie nicht allein steht, und damit der Reichstag, wenn er über seinem öden Parteitreiben und Parteigezänk seine Pflicht vergessen sollte, von unten, von dem Volke, das er zu vertreten hat, gedrängt wird, sie zu erfüllen. Was aus der von Leipzig aus angeregten Sammlung für die Vermehrung unsrer Flotte materiell herauskommt, ist nicht das wichtigste; mögen kluge Leute darüber spotten, wenn nur der Gedanke von der Notwendigkeit dieser Vermehrung in immer weitere Kreise dringt, so erfüllt sie ihren Zweck. Sogar in die gebildete Jugend beginnt er schon einzudringen. Auch für unsre innere Politik wäre es ein wahrer Segen, wenn neben den ganz unpolitischen und daher nur spaltenden Idealen großer Parteien und neben der kläglichen Gedanken- und Ideenlosigkeit anderer wieder neue, große, nationale Ideale über unser Leben eine Macht gewinnen, nachdem die alten verwirklicht und also keine Ideale mehr sind. Sonst wird es heißen: das deutsche Volk hat große Männer hervorgebracht, aber selbst ist es nicht groß gewesen, der große Moment traf auf ein kleines Geschlecht. So darf es von uns niemals heißen.



Freiwillige Flottensteuer



nd wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Worte, Worte, nichts als hohle Worte fast überall, wohin man sieht und hört, und womit einer trostlos des Abends zu Bett gegangen ist, damit steht er ohne Hoffnung des Morgens wieder auf. Nur aus der Liebe sind die großen Thaten der Menschen geboren worden, nur aus ihr werden sie immer wieder geboren werden. Niemals aber seit der Wiederaufrichtung des deutschen Reichs hat es mehr solcher Thaten bedurft als in unsern Tagen. Thaten der Selbstverleugnung werden von uns verlangt, nicht jener Selbstverleugnung, die im

Schopenhauerschen Sinne den Willen verneint, um abseits von dem Drängen der Zeit einen Ruheplatz zum Sterben zu gewinnen, sondern die den Willen werththätig in den Dienst des Ganzen stellt, Thaten eines „aristokratischen Radikalismus,“ der, wenn es not thut, die Selbstsucht mit der Wurzel ausreißt, und der das Herzblut strömen läßt, um den Boden des Vaterlands damit zu düngen.

Die Geschichte, die keinen Augenblick lässig wird, den warnenden Finger zu erheben, hat gerade vor unsrer letzten Festfeier dem deutschen Volke ein deutliches Memento an die Wand geschrieben. Wesenlos zwar, aber doch in klaren Umrissen huschte vor unsern Augen das Schreckgespenst eines Krieges mit England vorüber. Man halte mir nicht vor, daß ich zu schwarz sähe oder gar bange sei. Wegen der Depesche unsers Kaisers wird John Bull keinen Krieg mit uns beginnen. Wer mag wissen, wozu der Lärm in den Zeitungen nötig war: vielleicht haben die politischen Macher an der Themse die schöne Gelegenheit nur benutzen wollen, um der gepreßten Stimmung im Volke, die wegen der vielen Demütigungen Englands in der letzten Zeit stidig und muffig genug sein mag, nach einer Seite hin Luft zu verschaffen, wo man zur Zeit noch ungestraft so viel drohen darf, wie man Lust hat. Frankreich gegenüber mit dem Säbel zu rasseln oder Rußland mit der Orlogslagge zu bedrohen, hütet man sich mit gutem Recht, aber dem zur See ohnmächtigen Deutschland darf der englische Better ziemlich nahe vor der Nase die Faust schütteln, ohne gleich das ärgste befürchten zu müssen.

Nein, die englische Dogge knurrt bloß und fletscht die Zähne; zum beißen braucht es deshalb nicht zu kommen. Geradezu lächerlich war die Drohung mit dem Anschluß an den Zweibund, freilich auch beleidigend. Denn englische Zeitungsschreiber müssen uns für verteuelt naiv in politischen Dingen halten, wenn sie zu glauben wagten, denkende Deutsche, denn nur auf solche kommt es an, mit ihrem Spuß gruseln zu machen. Auf den ruhig zusehenden Mann macht nur die Löwenhaut Eindruck, die um die wirklichen lebendigen Glieder des starken Raubtiers gehüllt ist. Um Frankreich zu gewinnen, muß sich England mit andern Zugeständnissen nahen, als in einer unbedeutenden Grenzregulirung am Mekong liegt. Ja, wenn es Agypten räumen wollte, dann könnte man es erleben, daß die Trikolore neben der Flagge Großbritanniens wehte. Aber wenn es England um der französischen Freundschaft willen wirklich über sich gewinnen könnte, sogar diesen Schnitt ins Fleisch nahe am Sitz des Lebens zu machen, was würde es Rußland bieten können, um ohne Vorbehalt als dritter im Bunde willkommen zu sein? In Armenien könnte England Zugeständnisse machen, aber Rußland ist klug genug, nicht von scheinbarer englischer Großmut zu nehmen, was ihm mit der Zeit von selbst in den Schoß fallen muß. Die russische Diplomatie müßte nicht das sein, wofür sie in aller Welt mit Recht gehalten wird, wenn sie sich in den Klöder ver-

beißen wollte, der ihr in der Türkei vorgehalten wird. „Aktuell“ ist das Interesse Rußlands in Ostasien und in Indien, und hier wird ihm aus den besten Gründen England nicht entgegen kommen.

Bange machen gilt nicht. Wenn einer der Bündnisse wegen Grund zur Sorge hat, so ist es England, nicht Deutschland. Dies ist in der letzten Zeit von den deutschen Blättern so oft gesagt worden, daß man eigentlich nicht nötig hätte, es zu wiederholen. Aber vielleicht lohnt es sich, gerade dem britischen Stolge gegenüber noch einmal an die Gründe zu erinnern, auf die wir uns glücklicherweise beziehen können.

Die deutsche Diplomatie hat, Gott sei Dank, ihre Tradition, und noch versteht sie es, das Material zu handhaben, das ihr zur Verfügung steht. Um von der bekannten alten Wahrheit zu schweigen, daß deutsche Interessen nirgends mit den russischen zusammenstoßen, daß wir vorläufig überall ruhig zusehen können, wo Rußland seinen Vorteil wahrnimmt, so „hängen“ wir auf der andern Seite mit Frankreich ernstlich nur an einer Stelle. Aber ist es denn notwendig, daß gerade hier, wie man zu sagen pflegt, der Fuchs zum Loch herauskommen muß? Fünfundzwanzig Jahre hat die deutsche Staatskunst den status quo aufrecht erhalten, und mögen Franzosen darüber denken und sagen, was sie wollen, es ist doch Thatsache, daß nur der Mäßigung der deutschen Politik die Republik jenseits des Rheins ihr Bestehen zu verdanken hat. Die Geschichte dieser Politik wird erst noch geschrieben werden; wenn es aber geschehen ist, dann wird man staunen, welchen Zwang sich die von Berlin aus geleitete Diplomatie in weiser Voraussicht auferlegt hat. So etwas trägt seine Früchte, und wenn es nur so viel wäre, daß sich die französische Regierung daran hat gewöhnen müssen, die elsässisch-lothringische Frage in Europa nicht als den Angelpunkt betrachtet zu sehen, an dem die Welt hängt. Straßburg und Metz sind noch immer Nägel im Fleische der Franzosen, aber sie schmerzen weniger als im Anfang, und es läßt sich auch über andre Dinge mit unsern Nachbarn reden. Die Engländer haben selber mit dafür gesorgt, daß dem so ist, und wenn, ohne sich selber im Lichte zu stehen, an vielen Punkten im Auslande die deutsche Politik die französische unterstützen kann, so ist das ein Vorteil, den die englische nur mit den schwersten Opfern würde wieder einbringen können. Aber nicht bloß in den überseeischen Beziehungen und den Kolonien finden sich für Deutschland und Frankreich solche Punkte zur Annäherung, wie sie England erst nach Wegräumung einer Welt von Selbstsucht für sich gewinnen könnte, sondern in Europa selbst braucht Deutschlands Staatskunst den Plänen Frankreichs, wenn sie nur nicht gegen die Sicherheit seiner Verbündeten gerichtet sind, nicht in der Weise im Wege zu stehen, daß sie eine Machtausdehnung des Nachbarn schon an der Schwelle zurückweist. Im deutschen Volke herrscht eine so hohe Achtung vor Verträgen, wie in keiner Nation, aber wenn England ihre Heiligkeit so wenig schätzen wollte, daß es die Monroe-

doktrin, die es in Amerika bekämpft, in seinem Interesse auf Afrika übertrüge, dann würde man in Deutschland mit Recht die Frage stellen, zu welchem Zwecke wir uns an Englands Seite noch lange für die Aufrechterhaltung internationaler Verbindlichkeiten in Europa erhitzen sollen. Wollte England die Unabhängigkeit Transvaals nicht achten, so würde das ein Vorgang sein, der in seinen Folgen allen Aussichten des deutschen Volkes auf selbständige Ausdehnung auf dem einzigen Kontinent, wo wir lebensfähige Kolonien besitzen, alles Licht verhaute. Das aber würde wieder nichts andres heißen, als auf die Dauer unser nationales Leben in Frage zu stellen. Glauben denn die Engländer wirklich, daß wir uns ruhig die Kehle von ihnen zuschnüren lassen werden, ohne uns nach den Mitteln umzuthun, die, mögen sie zu haben sein, wo sie wollen, darnach angethan sind, den starken Verbündeten auf unsre Seite zu ziehen, weil sie ihm Ersatz für frühere Verluste bieten?

So liegen für uns die Dinge. In der That sehr günstig, wenn man sie nur von der Seite der Bündnismöglichkeit ansieht, und das wissen ernsthafte englische Politiker sehr gut. Von dieser Seite also brauchen wir keine Furcht zu haben, und wenn auch Sir John Balfour in einer großen Volksversammlung in Manchester für einen Staatsminister sehr laut tönende Worte geredet hat, so hatten diese doch mehr den Zweck, den Zorn des thörichten englischen Publikums zu beschwichtigen, als eine Drohung an Deutschland zu richten.

Aber wenn das auch alles richtig ist, und es ließe sich dem Gesagten noch eines oder das andre hinzufügen, so ist doch der Schatten an der Wand dagewesen, oder er ist vielmehr noch da, und von einer andern Seite betrachtet, sieht er sogar sehr bedenklich aus. Es soll nicht darauf hingedeutet werden, daß bei dem Zwischenfall, den die Depesche unsers Kaisers hervorgerufen hat, unsre teuern Verbündeten, wenn man auf Preßstimmen etwas geben darf, eine recht eigentümliche Miene machten, sondern das schlimme, ja furchtbare ist, daß die große Mehrzahl des deutschen Volkes noch gar keine Ahnung davon hat, um was es sich eigentlich handelt.

Es ist Thatfache, daß sich seit Jahrzehnten die Nationen der Neuzeit um die großen Weltmeere zu gruppieren beginnen, wie die Staaten des Altertums um das Becken des Mittelländischen Meeres. Bei der ungeheuern Machtentfaltung der Weltmächte, und noch mehr bei dem fabelhaften Aufschwung, den die Technik genommen hat, giebt es kaum noch eine Entfernung, und auf den Wogen des Ozeans spielt sich dasselbe ab, was einst auf den verhältnismäßig engen Räumen zwischen der Straße von Gibraltar und den Dardanellen vor sich ging. Die eigentlichen Entscheidungsschlachten werden, man mag sagen, was man will, der Hauptsache nach nicht zu Lande, sondern auf dem Meere geschlagen werden.

Man hat trotz alles Geschichtsunterrichts in unsern Schulen, vielleicht auch eben deswegen, einen wahren Horror vor den Lehren der Geschichte.

Trotzdem hier ein Beispiel. Im zweiten punischen Kriege würde trotz allen Heldemuts und der zähesten Widerstandskraft das römische Volk haben unterliegen müssen, wenn es sich nicht zur See behauptet hätte. Die kleinen Seesiege, die die Römer über die karthagische Flotte an der spanischen und sizilischen Küste davontrugen, wogen mehr als alle glänzenden Landsiege des Hannibal, weil sie den Römern die Herrschaft auf dem Meere sicherten. Nur wer so diesen Riesenkampf zwischen den beiden Nationen des Altertums betrachtet, kann seinen wahren Sinn verstehen.

In diesen Tagen hat ein Hauptmann vom großen Generalstabe, Freiherr von Lüttwitz, im Militär-Wochenblatt eine Studie darüber veröffentlicht, ob eine Invasion in England, wie man gewöhnlich annehme, unmöglich sei oder nicht. Er kommt zu dem Ergebnis, daß eine solche, richtig ins Werk gesetzt, ebenso wohl durchführbar sei wie die letzte, die im Jahre 1688 dem spätern Könige Wilhelm III. gelang. Ohne der übrigen Beweisführung näher zu treten, so ist das genannte Beispiel deshalb nicht sonderlich gut gewählt, weil fünf Sechstel der Bewohner von England der damals geplanten Invasion mit gespanntester Hoffnung entgegenzusehen. Als Wilhelm von Oranien einmal in der Bai von Torbay gelandet war, da glich sein Vorrücken gegen London mehr einem Triumphzug als einer feindlichen Annäherung. Daß unter günstigen Umständen ein feindlicher Einfall in England auch jetzt noch möglich sei, soll nicht bestritten werden, aber eine andre Frage ist es, ob, wenn die Bevölkerung dem Feinde gegenüber einig ist und die Flotte noch schwimmt, diese Landung auch Aussicht auf Erfolg habe. Mögen alle weiteren Erörterungen hierüber unterbleiben; aber das Bedauern darüber kann ich nicht unterdrücken, daß die Studie überhaupt in diesem Augenblick veröffentlicht worden ist. Denn da sie von der Voraussetzung ausgeht, „daß schnelle und durchschlagende Erfolge nur zu Lande würden errungen werden können,“ so leistet sie den Gegnern unsrer Marine Vorschub in der Behauptung, daß das deutsche Reich an dem gegenwärtigen Bestande seiner Flotte genug habe. Nun, mögen diese Leute die Sätze des Herrn von Lüttwitz für ihre Zwecke verwerten, wie sie Lust haben, sie sind ja unverbesserlich. Aber das schlimme ist, daß damit auch vielen andern, wohlbedenkenden Menschen das Rissen glatt gestrichen wird, auf dem sie weiter dämmern möchten.

Von einem Offizier der Landarmee erscheint es als selbstverständlich, daß er seine Waffe unter allen Umständen für die entscheidende anfieht. Auch Hannibal hat das gethan. Aber es war trotz all seines militärischen und staatsmännischen Genies ein verhängnisvoller Irrtum. Wenn demnächst — wie lange es noch dauern kann, wer will das wissen? — der große Krieg ausbricht, dann wird es sich, was England angeht, zunächst nicht um eine Invasion handeln, sondern um eine Bekämpfung seiner Flotte auf dem Weltmeere und um Niederlegung der starken Bollwerke, durch die es die Herrschaft über

die Meere in den Händen hält. Bevor irgend welche feindliche Mächte die englische Küste zu erzwingen suchen, werden sie sich an seine Außenwerke halten. Wie und wo, unter welcher Beteiligung der dabei interessirten Mächte dies geschehen wird, darüber kann niemand ein Wort sagen. Auch das ist möglich, daß gerade die entscheidenden Schläge in der Nähe der englischen Häfen fallen, aber niemand wird daran denken, erobernd den Fuß auf Englands Boden zu setzen, bevor er seine Flotte so geschlagen hat, daß sie unfähig zum Handeln geworden ist. Was giebt es da nicht alles für Möglichkeiten! Mag aber geschehen, was da will, mag man thörichterweise sogar daran denken, mitten durch die englischen Schiffe hindurch Hunderttausende von Soldaten an irgend einem Punkte der britischen Küste zu landen, ja alles dieses und noch vieles andre zugegeben, so wird es doch ein Krieg sein, an dem niemand, der große Hoffnungen auf ihn setzt, teilnehmen kann, ohne mit einer starken Flotte auf dem Schauplatze zu erscheinen.

In frühern Kriegen der europäischen Mächte handelte es sich um Grenzstreitigkeiten, um Abtretung von Landstrichen und Provinzen, um die Erhaltung des Gleichgewichts innerhalb der den Weltteil umschließenden Grenze; in dem ersten Kriege der Zukunft wird die Regulirung der Weltherrschaft in Frage stehen. Mit Schiffen und Kanonen wird man die Entscheidung darüber herbeiführen, ob einer von den Großstaaten die andern so mächtig überragen darf, daß im Grunde er allein als gebietend erscheint. An der Lösung dieser Frage hat Deutschland nicht bloß, wie man zu sagen pflegt, ein „hervorragendes Interesse,“ sondern mit ihr ist geradezu die Sicherheit seiner Zukunft, seines Bestehens verknüpft. Das deutsche Reich hat ein nicht von der Gnade andrer abhängiges Gebiet zu beanspruchen, wohin es den Überschuß seiner Volkskraft abführen kann, ohne ihn zu verlieren. Die soziale Frage, die bei uns so schwer wiegt wie irgendwo, würde mit der sichern Festlegung unsers außereuropäischen Machtgebietes zum guten Teile gelöst werden.

Daß dem so ist, mögen die Widersacher unsrer überseeischen Politik leugnen; dennoch bleibt es eine Thatfache, eine Thatfache so unbezweifelbar wie die, daß im grauen Altertum die Athener den phönizischen König Minos mit Schiffen bekämpfen mußten, wenn anders sie nicht den schmähhchen Tribut an Sönglingen und Söngfrauen, zu dem sie dem Phönizier verpflichtet waren, noch weiter entrichten wollten. Tribut irgend welcher Art zu zahlen, dazu ist auch das deutsche Volk zu gut, und deshalb müssen wir gerüstet sein für den Augenblick, wo die große Stunde der Abrechnung schlägt. Wir müssen Schiffe haben, viel, viel mehr, als jetzt in unsern Häfen liegen, erzgepanzerte und mit vernichtendem Donner versehene große Schlachtschiffe, die den Stoß des Feindes aufzunehmen imstande sind, und schnelle Kreuzer, die die weiten Meere durchfahren und von der fernen Insel die gefangne Ariadne als Beute heimbringen. Wollte Gott, daß alle Deutschen diese große und doch so einfache Wahrheit

begriffen, dann aber nicht bei sich behalten, sondern als eine That wieder aus sich herausstellen möchten!

Einige Zeitungen wollten wissen, daß es in letzter Zeit mit der Stimmung für die Flotte im Volke besser geworden sei. Ja, Reden sind durchs Land gerauscht, und wenn es nach der Zahl der Worte ginge, die gesprochen worden sind, so könnte man sich leicht durch ihren Schwall gedeckt glauben. Aber es ist eine alte Wahrheit, daß Worte allein noch niemals etwas genügt, sondern eher geschadet haben. Denn einen böswilligen Gegner hindert nichts, das Wort für die That zu nehmen und darnach sein Verhalten einzurichten. Nur die That kann uns retten, und wenn sie der Reichstag nicht auf sich nehmen will, dann sollte das Volk selbst, geführt von patriotischen Männern, damit vorgehen. Als in dem ersten punischen Kriege gewaltige Stürme die besten Flotten Roms vernichtet hatten und Senat und Behörden, verzagt ob des großen Unglücks, die Hände in den Schoß legten, da nahmen sich reiche Privatleute der Sache an und gaben die Gelder her, die den Bau einer neuen Flotte ermöglichten. Soll so etwas bloß in der Geschichte verzeichnet stehen, um durch die Bewunderung fremder Größe dem Gemüt für den Augenblick eine wohlthuende Erregung zu bereiten?

Ein kleiner Anlauf zu einer ähnlichen patriotischen That ist ja auch bei uns in den letzten Wochen gemacht worden. Aber der Vorschlag, durch einmalige freiwillige Gaben die großen Summen zu beschaffen, die in unserm Falle nötig sind, erinnert doch gar zu sehr an die Verse:

Schon steht das Piedestal;
Doch wer die Statue bezahlt,
Weiß nur Gott im Himmel.

Was soll denn aber nun geschehen? Was kann gethan werden, damit nicht auch die hier niedergeschriebnen Worte nur Worte bleiben? Um gerades Weges zum Ende zu gelangen, so ergeht hiermit an alle patriotischen Männer, denen die Zukunft des Vaterlands am Herzen liegt, die Aufforderung, sich nicht mit einer einmaligen Belastung ihres Geldbeutels zu begnügen, sondern, soweit es noththut, sich für eine Reihe von Jahren zur Zahlung einer bestimmten Flottensteuer bereit zu erklären. Ich gehe hiermit voran und bin erbötig, bis der Zweck erreicht ist, jährlich das Viertel von dem, was meine Staatssteuern betragen, für den Bau von Kreuzern und Panzern einziehen zu lassen. Jeder deutsche Mann, den Erfahrung und Stellung im Leben dazu befähigen, die große Sache in die richtigen Wege zu leiten, soll das Recht haben, mich jederzeit beim Worte zu halten.

Friedenau

Arnold Goffe